Umfang acht Seiten — Einzelbezug 20 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 18

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W / Königin Augustastr. 51

DRITTER JAHRGANG — BERLIN OKTOBER 1912 — NUMMER 131

Inhalt: **Paul Scheerbart**: Die neue Oberwelt / **Hans Ehrenbaum-Degele**: Rhapsodie / **Karl Borromäus Heinrich**: Menschen von Gottes Gnaden / Roman / **Oskar Baum**: Nachtfarbe / **Hermann Koch**: Taaus Anfang / **Joseph Adler**: Durch Nacht zum Lichtbild / **Fr. Rosenkranz**: Originalholzschnitt / **H. Campendonk**: Originalholzschnitt

Fr. Rosenkranz: **Originalholzschnitt**

Die neue Oberwelt

Venus-Novellette

Von Paul Scheerbart

„Wenn man," sagte der weise Knax, „sich nicht zu helfen weiß, so kann man nicht behaupten, daß man sehr schlau ist."

„Zweifellos!" riefen lachend die Zuhörer.

Aber die Zuhörer hörten bald wieder zu lachen auf; ihnen war gar nicht so lächerlich zumute, da sie große Sorgen hatten.

Auf dem Stern Venus war die große Fruchtbarkeit zu Hause. Knax mit seinen Zuhörern lebte auch auf dem Stern Venus, auf dem alles unter der großen Fruchtbarkeit sehr zu leiden hatte.

Der Stern Venus ist bekanntlich nicht ein Stern, der sich wie Jupiter, Mars und Erde um sich selber dreht — der Stern Venus hat immer nur die eine Seite seines Kugelleibes zur Sonne gewendet, und da diese sehr heiß ist, so ist es die eine Seite der Venus auch. Daher darf es nicht verwunderlich erscheinen, daß auf dieser einen Venusseite die Fruchtbarkeit eine Plage ist.

Blumenartige Bildungen auf der Rückenseite der Venusbewohner verwandeln sich sehr rasch, bekommen lange, schwirrende Schmetterlingsflügel, die sich bald wieder zusammenballen und mit dem Ganzen ein kompliziertes Fruchtgebilde darstellen, das sehr schnell größer wird und sich dann vom Körper loslöst und danach zu einem neuen Venusbewohner wird. Diese Nachkommen entstehen, ohne daß ihre Vorfahren in die Lage kämen, die blumenartigen Bildungen mit ihren Verwandlungen irgendwie zu beeinflussen. In der Nähe der Sonne vollzieht sich eben die Vermehrung der Arten in sehr einfacher Weise — ohne jede Spur eines irdischen Dualismus.

Man kann sich leicht denken, daß diese Bequemlichkeit der Natur auch erhebliche Unbequemlichkeiten im Leben derer, die sich so einfach fortpflanzen, zur Folge hat — denn die Alten sterben nicht so schnell aus auf der Venus, so daß sich die Zahl der Venushautbewohner unablässig vergrößert. Diese Vermehrung behindert die Bewegungsfreiheit der Generationen. Und — wer sähe es gerne, wenn er samt seinen Lebensgenossen in seiner Bewegungsfreiheit behindert wird? Dabei geht ja alle Heiterkeit und Grazie ohne Anmut zum Teufel.

Nun kam noch hinzu, daß auf der heißen Venusseite zwei ganz verschiedene Arten von Lebewesen existieren; die einen waren groß, dick und faul und hatten eine Art Schildkrötenfell oben und unten, die anderen Lebewesen besaßen zwanzig Arme mit langen feinen Händen, die sie faustartig gekrümmt leicht als Füße gebrauchen konnten, so daß diesen Zwanzigarmigen eine geradezu unheimliche Lebendigkeit innewohnte.

Daß den bequemen, faul und ruhig daliegenden Schildkrötenfellbedeckten die Lebendigkeit und Ruhelosigkeit der Arm- und Handreichen sehr peinlich — ja zuweilen unerträglich — vorkam, das braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Knax gehörte nun mit seinen Zuhörern zu den beweglichen Venushautbewohnern.

Knax dachte täglich in reichlichem Maße über die verdammte Fruchtbarkeit der heißen Venuskugelseite nach; er war schon vor vielen Jahren auf die Idee gekommen, daß eine große Anzahl von Türmen und freischwebenden Brückenarrangements wohl dem Platzmangel auf der Venushaut steuern könnte. Und man hatte danach auch Türme und Brücken in Tälern und Höhen massenhaft erbaut.

Indessen die verdammte Fruchtbarkeit der Venusbewohner war eine derartig ergiebige gewesen, daß alle diese Türme und Brücken nicht mehr dem allgemeinen Verkehrsbedürfnisse der Beweglichen genügten; der Beweglichen gab es eben zu viele — und die Schildkrötenartigen bedeckten fast überall den Sternboden und litten nicht, daß die Zwanzigfüßigen auf ihren Rücken oder in ihrer Nähe herumliefen, da ihnen die Ruhe das wertvollste Lebensprinzip zu sein schien.

Knax, der Weise, sagte traurig:

„Weiß der liebe Himmel — wir haben in unserer sonnigen Heimat nicht mal mehr zum Spazierengehen Platz. Wo sollen wir denn bleiben? Wir können doch nicht immerzu auf unseren Brücken und Türmen sitzen und malen. Wir müssen doch mal spazierengehen; wir sind doch nicht so konstruiert, daß wir auf die Spaziergänge ganz und gar verzichten können."

Knaxens Zuhörer sagten dazu:

„Er hat Recht, der Knax!"

Aber sie wußten nicht, wie dem Freiheitsmangel begegnet werden könnte; natürlich kam keines von diesen höher entwickelten Lebewesen auf die brutale Idee, die Nachkommen, die überflüssig erschienen, einfach abzugurgeln; alles Töten war den Venushautbewohnern unbekannt.

Die Geschichte wäre ja zweifellos zu einem Kampfe aller gegen alle geworden, wenn sich die ruhigen und die beweglichen Hautbewohner in einer Weise ernährt hätten, die sich mit der, die man auf dem Stern Erde sattsam kennen gelernt hat, vergleichen ließe. Aber ein derartiger Vergleich erscheint hier ganz unstatthaft, da sich die Hautbewohner gar nicht von dem ernährten, was auf der Haut der Venus zu finden ist; die Venusbewohner — sowohl die ruhigen wie die beweglichen — nahmen nur einmal im Venusjahr Nahrung zu sich und das geschah folgendermaßen:

Es wuchsen ihnen plötzlich die Haare ihres Körpers länger und daraus ersahen sie, daß sie Hunger hatten; fühlen taten sie den Hunger keineswegs. Nun wuchsen die Haare des Körpers plötzlich in die kautschukartige Venushaut hinein — und wuchsen in der Haut sehr schnell in einigen Stunden mehrere tausend Meter tief ins Innere des Sterns hinein. Und in diesem Innern des Sterns sogen die Haare, die allerfeinste Röhren darstellten, den Nahrungsstoff auf und führten ihn dem auf der Haut des Sterns liegenden Körper zu. Hatte dieser genug, so gingen die Haare entzwei und der Gesättigte konnte wieder davonlaufen.

Hätten nun die Schildkrötenartigen die ganze Sternseite mit ihren Körpern bedeckt, so hätten natürlich die Beweglichen keinen Platz gehabt, Nahrung aufzunehmen. Aber so schlimm war's nicht; so viel Schildkröten konnten gar nicht entstehen, da die Venushaut doch eine ungeheure Fläche repräsentierte.

Nur zum Spazierengehen und zum Laufen fehlte der Platz auf der Halbkugeloberfläche; zum Nahrungaufnehmen langte diese Oberfläche in jedem Falle; die Schildkröten waren sonst sehr gutmütig und hätten auch den Zwanzigarmigen gerne durch Aufeinanderlagerung Platz gemacht, wenn dieser nur zum ruhigen Nahrungaufnehmen verwendet werden sollte; nur für Lauferei und Springerei hatten die Ruhigen nicht das geringste Verständnis — alle Unruhe störte ja die ruhige philosophische Spekulation, die das Leben der Schildkröten ganz und gar erfüllte.

Doch Knax, der Weise, ließ nicht nach, über den Bewegungsfreiheitsmangel in reichlichem Maße täglich nachzudenken und kam eines Tages zu folgendem Einfall und zu folgender Rede:

„Lebensgenossen auf der Venushaut! Wie ihr alle wißt, haben wir auf unserer Sternseite unzählige Krater, aus denen von Zeit zu Zeit ganz heiße Luft herauspufft, die mit gewaltiger Geschwindigkeit zum Himmel emporsteigt und dort nutzlos am kalten Aether sich wieder erkältet. Könnten wir diese heiße, sehr leichte Kraterluft nicht als Luftballonträger verwerten? Und können wir uns dann nicht auf diesen Luftballons die nötige Bewegungsfreiheit schaffen? Wie denkt ihr darüber?"

„Ach was! Was werden wir weiter darüber nachdenken! Wir werden sofort aus unserer Sternhaut, die sich zu Ballonzwecken trefflich eignet, die nötigen Ballonhüllen herausschneiden."

Also antwortete man dem weisen Knax.

Und die Idee fand solchen Anklang, daß man ganz vergaß, dem weisen Knax für seinen Einfall zu danken; mit der größten Schnelligkeit gingen alle Zwanzigarmigen an die Arbeit, die Schildkröten machten, als sie von dem Plane hörten, gerne Platz — und halfen auch beim Hautaufschneiden.

Heller Jubel scholl über die halbe Venushaut und dem weisen Knax drückte man bald darnach so eifrig voll Dankgefühl die Hände, daß ihm diese anschwollen und sehr weh taten.

„Die Dankbarkeit ist auch nicht leicht zu ertragen!" rief er lachend.

Doch die Ballons über den Kratern wölbten sich bald himmelhoch empor.

An Stricken, die an der Ballonhaut befestigt wurden, kletterten die Beweglichen mit Bequemlichkeit hinauf und hinunter.

Indessen — viele Ballonhäute spannten sich bald ganz kugelrund und so fest, daß die Haut ganz glatt wurde und nicht leicht auf ihr zu laufen war.

Knax, der Weise, erklärte daher:

„Lebensgenossen auf den Ballonhäuten der Venushaut! Macht schnell neue Ballonhäute und macht kleine Löcher in die alten, allzu straff gespannten Ballonhäute — dann wird der Hauptballon an vielen Stellen kleine Nebenballons bekommen und das Terrain, auf dem wir herumlaufen wollen, wird dadurch wieder uneben und reicher gegliedert erscheinen."

Dies mußte Knax mehrfach auseinandersetzen — doch die Lebensgenossen verstanden ihn dann allmählich und machten wie er gesagt hatte.

Und da wurde denn die Freude auf allen Ballons noch viel größer und Knax wurde gefeiert wie ein Retter und Erlöser.

Und die Schildkröten, die jetzt unten schrecklich ruhig lebten, freuten sich auch.

Leider währte die Freude der Schildkröten nicht sehr lange, denn sie bemerkten bald, daß ihnen die riesigen Kraterballons, die durch all die neuen Auswuchsballons täglich größer wurden, die Aussicht in die große Sonne benahmen, so daß die Kröten überall im Schatten liegen mußten.

Man rief nach dem weisen Knax und setzte ihm die Unerträglichkeit der Schattenfülle auseinander.

„Wir sind," sagten die Kröten, „an die Schattenfülle nicht gewöhnt; wir sind doch so konstruiert, daß wir Licht und Sonne zum philosophischen Nachdenken alle Tage brauchen. Mit der Nacht, die ja bislang auf unserer Venushälfte noch ganz unbekannt war, wissen wir nichts anzufangen. Darum sagen wir dir, Knax, gib dem Schatten bald einen solchen Knax, daß alles Nachtartige verschwindet. Sonst gehen wir alle an Lichtmangel zugrunde. Und das werdet ihr doch nicht wollen."

Knax kraute sich mit seinen zwanzig Händen hinter seinen sieben Ohren und rief wehklagend:

„Wie soll ich das machen? Wie soll ich das machen? Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht!"

Er lief in eine Höhle und dachte wieder nach — und ihm fiel ein, daß man ja alle Ballons am Kraterrande zusammenbinden und in die Lüfte

emporsteigen lassen könnte; durch längere Stricke ließ sich ja die Verbindung mit der Venushaut der Nahrungsaufnahme wegen leicht herstellen — auch wenn die Ballons ein paar Meilen hoch stiegen.

Und siehe — bald stiegen sie auch ein paar Meilen hoch empor.

Und da machte man dann neue Ballons über den Kratern und ließ diese neuen Ballons auch — bevölkert mit vielen Zwanzigarmigen — zum Himmel emporsteigen.

Und da schwebten dann bald sehr, sehr viele Ballons, die alle möglichen Formen annahmen, in den Venuslüften herum.

Und die schildkrötenartigen Bewohner der Venusoberfläche freuten sich über die Belebung der Atmosphäre ebenso sehr wie die Zwanzigarmigen, die natürlich niemals runterfielen, da sie ja viel zu gut klettern konnten.

„Jetzt sind alle Schatten weg!" sagten die dicken Faulen.

„Und die unruhigen Geister auch!" fuhren sie fort.

Knax aber ließ sich oben auf dem größten Ballon, aus dem nicht weniger als zweihundert keulenförmige Nebenballons herausgewachsen waren, als Retter verehren und sagte dazu:

„Ja, ja, Ballonhautbewohner! Wenn man sich nicht zu helfen weiß, so ist man nicht sehr schlau. Im andern Falle aber ist man's ganz bestimmt."

Und die riesengroße Sonne mit ihren Protuberanzen machte die Wangen und die Hände des weisen Knax ganz braun — so heftig brannte sie hoch oben in der Venusluft.

Glücklicherweise schadete allen Venusbewohnern die größte Hitze nicht im mindesten; in der Nähe einer Sonne ist man immer an die größte Hitze gewöhnt — alle Körper sind da so konstruiert, daß es gar nicht zu heiß werden kann.

Rhapsodie

Fern,
Hinter Bergen,
Verbrandet meiner Mutter Land.
Ich übersprang die Hecken der Heimat
Und achtete der Wächter nicht.
Freund war nicht mehr Freund;
Fackeln ließ ich in die Kissen lodern.
Fern, hinter Bergen verbrandet meiner
Mutter Land.
Um dich.

Auf in die Eisgebirge
Trieb mich Stolz.
Niedergezwungene Gipfel!
Firn war unter mir.
Ich sah die Sonne aufgehn in den Einöden
Und war wolkig mit dem Sturmhimmel
Und knarrte im Knieholz.
Ueber Gründen an Zacken
Hing ich, Hände wund.
Nachts perlten Sterne nah und schwer herab.

Nun betteln meine Augen:
Achte mich nicht gering!
Meine trotzige Einsamkeit
Ward Gebet zu dir,
Mit lodernden Psalmen
Preis ich deine Herrlichkeit.
Goldene Wunder fühl ich
Weben durch die Welt.

Sehnsuchtweinend
Ging ich durch die Nacht
Und fror an den Wänden der Häuser.
Ueberall, wo Herzschlag war,
Rief mein Blut nach dir.
Nun will es strömen.
Rot auf Seide,
Dir zum Kleide
Will es sein.
Siehe, ich bin alles Blut
An den Opfersteinen,
Siehe, ich bin alles Blut,
Daß dir Opfer ist.

In die Welt kam Melodie
Wie ein Windweben
Klingend über weißen Klee
Leis im Morgenrot.
Rosen füllen die Täler,
Glanz spielt auf den Bergen,
Süße Blütenwolken
Tragen mich ins Blau.

Nebel war um mich ein Meer
Und drohte, mich zu ertränken;
Winter starrte um mich stahlhart
Und kältete mir das Herz.
Schatten war ich und schrie nach Blut,
Daß ich Gestalt würde;
Blumen dufteten Nachtweh;
An schwarzen Strömen
Weinte meinte Seele.

Himmel bin ich nun und weiße Wolke,
Falterschwärme und süße Müdigkeit.
Lachen darf ich
Und frohe Augen haben
Und über Wiesen hinspielen
Und Glanz sein.
Meine Knospen sind aufgesprungen
Und überschimmernd bin ich vor Blütenherrlichkeit.
Meine Lippen sind rot geworden von Tagträumen.

Herrlich kamst du in die Welt.
Goldmeere tränkten das Land rings.
Tauverweinte Blumen küßtest du
Und wecktest die sehnsucht-gestorbenen
Nachtigallen.
Die Berge brannten, die Gefilde wurden
Geleucht durch dich und königliche Pracht.

Kämpfer bin ich geworden
Wider allen Tod,
Regen bin ich geworden,
Saaten segnend,
Sturm bin ich geworden
Und wildes Gespiel,
Nebel bin ich geworden,
Schimmerverschwebend.

Die Bienen kennen
Deine Süßigkeit,
Die Bäche wissen
Ein Lied von dir,
Singende Winde
Umtanzen dich,
Blauschimmernde Buchten
Träumen dich tief.
Glockenstühle preisen dich,
Rollende Räder singen dich,
Es kniet die ganze Welt. Du aber strahlst
Und schenkst aus deiner Fülle Tag und Träume.

Daß ich dir brausen könnte,
Meer,
Und dich eintrinken
Ganz in meine Tiefen!
Daß ich dich spiegeln dürfte
Auf deiner Leuchtbahn!
Daß wir, Ströme durchs Land,
Uns mischten, Tropfen mit Tropfen!
Dein Blut singt in mir,
Dein Atem füllt mir die Brust;
Ich kann nicht leben ohne deine Liebe.

Wo du bist,
Geht meine Seele unter.
Langsam sinkt mein Stern
In deinen seligen Schoß
Rings umfängt mich dein Leuchten;
Schattenlos bin ich;
Deine schimmernde Heiligkeit,
Schenkerin, ist mein.

Deine Hände, Rosen,
Duften Sommer;
Des Meeres Wellen
Rauschen durch dein Haar;
Glanzhimmel ist dein Angesicht.
Berghangfrühling dein Leib;
Aber dein Herz,
Dein Herz,
Ist Flamme und erdelos.

Immer lächelt deine Liebe Antwort.

Flimmerndes Licht
Ueber den Wäldern am Mittag,
Rieselndes Rosengerank,
Silberner Frühe Geläut,
Alle Schönheit der Erde
Bring ich dir zum Geschmeide.
Aber dein Strahlen
Macht alles arm.

Zwischen All und Erde
Webt mein Leben hin.
Eine ferne Sage
Ward die Angst der Nacht.
In den Paradiesen
Deiner Augen
Wurden meine Träume
Kinder und Blüten,
Wie die Mandelblüten
Duften Traum und Sein.

Ich will in die Wiesen gehn
Zu den Hirtenflöten,
Ich will Sonne trinken
Und ein Jauchzen sein,
Ich will mein Herz ausjubeln in die blauen
Fernen.
Sieh, in allen Knospen
Brach die Liebe auf!

Hans Ehrenbaum-Degele

Menschen von Gottes Gnaden

Aus den Bekenntnissen des Herrn Lieutenant Méville, nachmaligen Paters Bonaventura S. J.

Von Karl Borromäus Heinrich

Fortsetzung

Baron Frangart trat, wie zu erwarten war, mit keinem seiner Mitschüler in Verkehr. Diese hier liebten ihn auch keineswegs, wie etwa vorher die adeligen Zöglinge des Jesuitencollegs ihn geliebt hatten; sondern zum Teil beneideten sie ihn wegen seines Reichtums, zum Teil wegen seiner Freiheit

und wegen seiner Schönheit; wegen dieser vielleicht am meisten, obwohl er, in der Sprache der alten Weiber zu reden, keinen Gebrauch davon machte. Wenigstens wurde er während der sieben Monate, die er in Oberprima zubrachte, nie mit einem Mädchen gesehen. Ein paarmal war er in Begleitung Schlagintweits auf dem Kleinhesseloher See Schlittschuh gelaufen. Es belustigte ihn eine Zeitlang, wie die jungen Mädchen aus guten Familien, welche ja seine Kameraden vom Tanzkurs her kannten, sich ihm bemerkbar machen wollten; wie sie gerade in seiner Nähe alle Figuren liefen, damit die Röcke hochflogen und er ihre Waden betrachten konnte. Aber bald ekelte ihn davor und er blieb für immer aus.

Ein einziges Mal hatte er auch versucht, die Gesellschaft seiner Mitschüler auf der sogenannten Absolventenkneipe zu genießen. Schlagintweit saß an seiner Seite und konnte bezeugen, von welcher Höhe der Verachtung aus sein schweigender Blick dieses Treiben ablehnte. Es war ihm schon ganz unbegreiflich, wozu denn die sogenannten Chargierten immer mit ihren ungeschliffenen Schlägern auf den Tisch schlugen; noch mehr erbitterte ihn der angebliche Gesang der Cantusse; in grenzenlosem Ekel aber erhob er sich, als bei dem traurigen Fiducit der „Exkneipe" sich Ochsenmaulsalat bringen ließen, diesen ganz sans façon hinunteraßen, gewaltig hineintranken und dann wirr durcheinander zu gröhlen anfingen: „ein Prosit, ein Prosit, der Gemü . . . a . . . a . . . t . . . lich . . . kei . . . eit . . . !" Zwei wollten ihn bei seinem Weggehen anpöbeln; da er vor Ekel überhaupt nicht antworten konnte und wollte, belehrte Schlagintweit die beiden Schreihälse eines Besseren. Schließlich rollte das schläfrige runde bambino Groll betrunken unter sie hinein, und ein allseitiges Gelächter der Begeisterung erscholl, währenddessen Schlagintweit ruhig Baron Frangart folgen konnte.

Zwei Tage blieb Baron Frangart nach diesem „Fiducit" zu Hause liegen; es wäre ihm unmöglich gewesen, unter diese Gesellschaft hineinzutreten. Der Arzt verschrieb ihm Beruhigungsmittel, die Ludwig Schlagintweit entschlossen zum Fenster hinausgoß. „So ein Trottel! . . . Ihnen Beruhigungsmittel zu verschreiben, Ihnen, Baron Frangart! Er soll lieber sich und andere Saufbrüder beruhigen!"

Die Gesellschaft Schlagintweits ertrug Fritz Frangart wie die eines lustigen treuen Dieners. Seine Ergebenheit hatte in der Tat etwas Rührendes. Eine Woche nach jener Kneipe kam er freudestrahlend zu Frangart: „Die Weltordnung ist umgangen, meine Illoyalität hat gesiegt!" — „Bitte?" — „Ich habe einen mir bekannten jungen Arzt wiederentdeckt, der Ihnen jederzeit alle nur gewünschten Schulkrankheiten bestätigt." Frangart benutzte die Liebenswürdigkeit dieses Arztes ausgiebig: Im Januar und Februar saß er wochenlang zu Hause. Schlagintweit, der allein ihn besuchen durfte, kam gegen Abend und nahm mit ihm in einer knappen Viertelstunde alles durch, was der ganze Tag zu lernen gebracht hatte. Die schriftlichen Probearbeiten in der Schule schrieb er auf Drängen Schlagintweits von diesem voll und ganz ab; dieser schmierte dann in seine eigene Arbeit eiligst noch einige Fehler, um einen Unterschied herzustellen und den Professoren den Nachweis des Abschreibens zu erschweren.

Schließlich duldete Schlagintweit nicht mehr, daß Frangart die häuslichen Arbeiten selbst anfertigte. „Herr Baron, das hat doch für Sie keinen Sinn mehr; dann sterben Sie ja vor Langeweile," konstatierte er und kam von nun ab jeden Tag punkt sieben Uhr in die Wohnung Frangarts, worauf dieser die Aufgaben abschrieb. Das war natürlich in einer Viertelstunde geschehen. Frangart fuhr dann wie immer zur Frauenkirche in die Messe, wohin ihn jedoch Schlagintweit nie begleitete. Da aber Frangart sich nicht bemüßigt fühlte, es auch für formlos gehalten hätte, nach der Weltanschauung eines andern zu fragen, kam es darüber nie zu einer Auseinandersetzung.

Diese vollkommene Schweigsamkeit des Baron Frangart über sein eigenes Wesen, über seine Anschauungen tat Schlagintweit weh. Wenn er im Bette lag und nachsann, welche Gefälligkeit er morgen Baron Frangart erweisen konnte, träumte er manchmal davon, daß ein Mal, ach, nur ein einziges Mal dieser sein Herz öffnen würde. Er dachte es sich so schön, wenn sie sich dann gegenseitig ihre Ideen klarlegen würden, er würde die Hand um Baron Frangart legen . . . Oh, nein, er wußte schon, daß er dies nie wagen dürfte, daß jener sich nie eröffnen, auch nie eine freundschaftliche Vertraulichkeit gestatten würde.

Frangart seinerseits, wenn er über Schlagintweit (was sehr selten geschah) nachsann, formulierte seine Sympathie für diesen Menschen so: „Er hat noch den Takt der alten Leute aus dem Volke, er verlangt keine Aufklärungen, keine Gründe von den Menschen, die er verehrt." Und so erriet er die Sehnsucht des armen Schlagintweit nicht, weil sie ihm selber fehlte. In der warmen Heiterkeit aber, die von diesem Menschen ausging, sonnte er sich mit einer gewissen trägen und selbstverständlichen Ruhe, wie vor Jahren, an die Schloßmauer von Frangart gelehnt, in der lachenden Sonne des Südens . . .

*

In den Osterferien lud Baron Frangart den treuen Schlagintweit ein, mit ihm nach Brixen zu reisen und dort eine Woche zu bleiben. Er sehnte sich nach südlicher Sonne, wollte aber nicht bis Bozen und Sigmundskron fahren, da er keine Lust verspürte, seine Heimat wiederzusehen, so gerne Schlagintweit gerade dieses gewollt hätte.

In Brixen übertraf sich Baron Frangart gleichsam selbst in der unerschütterlichen Trägheit, mit der er sich in die Sonne stellte und acht Tage lang schwieg. Schlagintweit war unglücklich während dieser Zeit; nie mußte er stärker empfinden, wie wenig er dem verborgenen Wesen Frangarts nahe kommen konnte. In seiner Trauer vergaß er darauf, die Schönheit des Landes zu genießen. Er war froh, als sie wieder zurückfuhren, wo er überdies den Vater eines seiner Schüler — denn er lebte von seinen Lektionen und erhöhte so den Pensionsbezug seines Vaters — ob seiner Abreise grollend zurückgelassen hatte. Gerade die Osterferien hatte dieser für die beste Zeit gehalten, die Lücken im Wissen seines Sohnes durch den Instruktor auszufüllen. Er sah sich denn auch bald um jemand andern um. Von diesen Dingen erfuhr übrigens Baron Frangart keine Silbe.

Der junge Baron ging um diese Zeit, halb aus Neugierde, halb aus konventionellem Zwang, etliche Male zu den Tees und andern gesellschaftlichen Veranstaltung einiger adeliger Familien, an die man ihn liebenswürdig empfohlen hatte. Aber bald unterließ er es wieder: bei den einen sah er sich mit Künstlern und Literaten zusammen eingeladen, die unter dem Beifall der Hauswirte ihre modernen und billigen Phrasen von neuen Wegen zur Kultur kommentierten, aber für Fritz Frangart durch ihr ganzes gesellschaftliches Benehmen hinlänglich bewiesen, daß sie die wohl bewährten alten Wege zur Kultur noch nicht gegangen waren. Seiner Ansicht nach wurden sie der hohen Bedeutung, die man sogar in alten Familien ihrer Anwesenheit beimaß, nicht im geringsten gerecht, um so mehr aber dem Teegebäck, dem kalten Büfett, oder am meisten dem Abendessen, wenn es ein solches gab: ihr unanständiger Heißhunger paßte durchaus zu dem Bild, das sich Baron Frangart von ihrer neuen Kultur machte. Wenn aber etwa in diesen Gesellschaften Wein getrunken wurde oder gar Sekt, so unterschieden sich die Gäste nur in der Qualität des Getränkes, aber keineswegs in ihren Sitten von seinen kneipenden Mitschülern; höchstens noch darin, daß, was dort „Gemü . . . a . . . a . . . t . . . lichkei . . . eit" genannt wurde, hier als „Originelle Viecherei" oder gar als „dionysischer Taumel" der Gemüter galt.

In anderen Kreisen hinwiederum, die zwar in den Formen noch strenger und genauer lebten, bemerkte er mit Mißvergnügen, daß sich alle Männer ohne Ausnahme und sogar die meisten Frauen offenbar viel mit Politik beschäftigten. Er aber empfand Politik, wie sie heute getrieben wird, als eine Degradierung; so zog er sich also auch aus diesen Kreisen zurück.

*

Von den stets willig-gelieferten Krankheitsbestätigungen des erwähnten Arztes bezog Fritz Frangart in den Monaten Mai und Juni eine reichliche Anzahl. So konnte er sich unbehindert seiner Ruhe hingeben.

Ein paar Tage vor der Maturitätsprüfung, also in der zweiten Hälfte des Juni, ereignete sich indessen ein Vorfall, der ihn in unangenehmer Weise aufstörte. Er hatte von seinen Mitschülern ja nach jener Kneipe niemals mehr Notiz genommen und war somit allerdings der Mühe enthoben, sich an ihre von Schlagintweit gegebenen Charakteristiken zu erinnern. Aber da die jungen Leute die Bevorzugung Schlagintweits nicht ohne Neid sehen konnten und dieser selbst auch wegen seiner Spottlust heimliche Feinde genug hatte, bildete sich unliebsames Gerede über ihre Beziehungen. Die große Ergebenheit des einen gegen den andern war ja allen bekannt. So sagte man denn, daß sich der schöne Baron Frangart den Schlagintweit als Diener, ja „Haustier" halte und ihn dafür hoffentlich und jedenfalls anständig bezahle.

„Als er nun eines Morgens in das Klassenzimmer eintrat und mit den Augen den noch abwesenden Schlagintweit suchte, flüsterte die dicke „Mittelmäßigkeit" einem Mitschüler einige Worte zu, die Anspielungen der erwähnten Art enthielten. Baron Frangart hörte es, ohne es zu wollen. Daher ging er mit der sicheren Ruhe, die ihm eigen war, zu der „Mittelmäßigkeit" hin und ersuchte, verbindlich lächelnd, aber nicht ohne leise Drohung in seinen dunklen Augen, um Aufklärung. Die „Mittelmäßigkeit" erschrak heftig und ihr bourgeoises Fett (mit Schlagintweits Worten zu reden) wackelte. „Herr Baron das sage nicht ich, das habe ich nur gehört. Man hat mir erzählt, daß Schlagintweit seine Schüler und sein Einkommen vernachlässigt, weil er die freie Zeit jetzt meistens bei Ihnen zubringt." Baron Frangart sah den ängstlichen Stotterer an wie eine Kröte und wandte sich ab. Das Gerede war sehr ekelhaft, aber er nahm sich vor, Schlagintweit kein Wort davon zu sagen, ihn hingegen, wie es gerecht war, auf irgendeine Weise zu entschädigen. Baron Frangart hätte ja mit Leichtigkeit, ohne es zu verspüren, die Familie Schlagintweit über die groben Sorgen des Tages hinausheben können. Es war nicht Geiz, was ihn davon abhielt. Aber es gehörte zu seinen Ueberzeugungen, daß die Armut von Gott gewollt und zur Erhaltung des überlieferten Standes der menschlichen Dinge nützlich sei. sie beheben zu wollen somit auch einen Akt der Revolution begehen hieße. Es hatten schon genug Verschiebungen in der menschlichen Gesellschaft stattgefunden, im Laufe des letzten Jahrhunderts . . .

Mit solchen Ansichten verband Baron Frangart auch einige merkwürdige äußere Gewohnheiten,

H. Campendonk: Originalholzschnitt

zum Beispiel, daß er nie ein anderes Licht in seinem Zimmer duldete, als das von Wachskerzen. Niemals in seinem Leben benützte er das Telephon: es war ihm eine „zu junge Einrichtung". Statt eine Zeitung zu lesen, ließ er sich von Schlagintweit allmonatlich die Reihe der nackten Ereignisse der Zeit auf einem kleinen Zettel zusammenschreiben. (Dieser, der „alles war, nur nicht loyal", konnte nicht umhin, sich dabei manchen Scherz zu erlauben. Einmal schrieb er: Der Papst hat den Vatikan an einen Amerikaner verkauft und ist nach Berlin verzogen. Ein andermal: Der internationale Delegiertentag der Sozialdemokratie hat die Rethronisierung der Bourbonen auf sein Programm gesetzt. Oder: Gestern haben sich alle Pariser Anarchisten auf der Place de la Concorde freiwillig verbrannt. — Mit diesen Scherzen wollte er Baron Frangart zu einer Diskussion verleiten, was ihm aber nicht gelang.) Automobil fuhr Baron Frangart nie: „man soll nicht in seinen alten Tagen einen so neuen Sport anfangen". Die Versuche der Luftschiffer vollends hielt er für ein Verbrechen und fand es in Ordnung, daß soviele dieser Leute tödlich verunglückten. Uebrigens, behauptete Baron Frangart, hätten die Chinesen alle diese Neuerungen schon vor längster Zeit besessen, sie aber den Machtspruch des Gesetzes wieder abgeschafft; denn sie hätten ersichtlich nicht zur Hebung des Glückes und der menschlichen Gesellschaft überhaupt beigetragen.

Inzwischen stellte die Neuzeit, ja die allernächste Gegenwart eine nüchterne unumstößliche Forderung an Baron Frangart: nämlich, die Maturitätsprüfung zu machen. — Im Lateinischen, Griechischen und Französischen ging alles glatt, in der Religion ausgezeichnet, zur Freude seines Religionslehrers, den er selbst hochschätzte. Zweierlei aber stand ihm noch bevor: das Deutsche und die Mathematik. In der Mathematik rechnete er gelassen mit der allerletzten Note. Das Deutsche mußte ihm erhebliche Schwierigkeiten machen, wenn sich das Thema etwa auf die Geschichte bezog, in deren Studium er konsequent alles, was ihm nicht gefiel, ignoriert hatte.

Nun bestand das deutsche Thema in jenem Satz des antirevolutionären, von Frangart über alles verehrten Goethe: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Baron Frangart lieferte eine nur leise verhüllte „Begründung der Tradition in jedem Betrachte". der Privilegien, sowie aller von Gott gewollten und historisch bewährten menschlichen Institutionen. Sein Aufsatz geriet wirklich sehr gut, und es war schade, daß ihn nur der deutsche Professor, nicht aber Schlagintweit zu Gesicht bekam; er hätte daraus doch einiges zum Verständnis seines Frangart gelernt.

Schlagintweit selbst gab zwei Bearbeitungen des Themas ein: Auf die eine schrieb er in Klammern: „Wie das Thema von einem Abiturienten behandelt werden muß." Diese Bearbeitung war in der Form des edlen Chri abgefaßt und enthielt alles Wünschenswerte. Auf die andere schrieb er: „Wie das Thema von einem Menschen behandelt wird." Hierin setzte er ironisch auseinander, daß ihm, mangels eines materiellen väterlichen Erbes, für den Satz, soweit er materiell gemeint sei, eigentlich jede Erfahrung fehle; daß er jedoch seinen eventuellen Nachkommen, vorausgesetzt, daß sie wenigstens etwas erbten, die Worte Goethes unermüdlich einbläuen werde. Dazu fügte er eine lächerliche Betrachtung über mögliche Widersprüche, die er zwischen dem Ideal der reinen Humanität („d. i. Menschlichkeit!") und dem der Tradition späterhin möglicherweise ent- und aufdecken werde.

Diese zweite Bearbeitung, von der er mit dem Wunsch, Frangart zu einer Gegenrede zu reizen, diesem erzählte, aber nicht mehr als ein Lächeln zur Antwort bekam, trug Schlagintweit in letzter Stunde eine Karzerstrafe ein.

Fortsetzung folgt

Nachtfarbe

Von Oskar Baum

Lauweiche Augustnacht atmet zum Fenster herein; ich liege still da und warte auf meinen Schlaf. Gegen meinen Willen überträume ich die jüngsten Erinnerungen, die letzten Stunden. Es erregt mich zu sehr; ich kämpfe mit der Phantasie. Ich zähle bis zehn und wieder zurück, bis zwanzig, bis dreißig. Ich fühle, daß ich schläfrig bin und kann doch nicht schlafen. Mein eigener regelmäßiger Atem umhüllt mich mit der Selbstverständlichkeit, jetzt einzuschlafen; ich empfinde deutlich, wie alles Wirkliche rings meiner Beobachtung entkommen will und die Stille weitum ist fast zu tief. Aber es hilft alles nichts! Gedanken haben ein zähes Leben.

So hat mich denn das Gespräch mit Frau Ricki sonderbar erregt; ich merkte in ihrer Gegenwart nichts davon. Wir hatten ja schon oft vertraute Worte gewechselt, einander Geheimes erzählt, aber nie hat es so mächtig in mir nachgezittert. Warum das heute? Wir schritten langsam durch das leise Abendrauschen des nahen Waldes und dann durch die Dorfstraßen, die so still und dunkel dalagen, als hätten sie viel zu verschweigen. Sommerabende sind märchenhaft. Sie lullen mit ihrer lächelnden Lauheit alle Energie in Schlaf und die üppigsten Phantasien sehen dann der Möglichkeit ähnlich. Ich seufzte und Frau Ricki unterdrückte einen Seufzer. Wir gingen sehr langsam und wußten beide ohne Verabredung, daß ich sie heimbegleitete. „Es ist sonderbar!", sagte sie unvermittelt nach einer Pause, „ich liebe meinen Mann; ich liebe ihn, der jetzt in der staubigen Stadthitze für uns arbeitet und leidet!" Sie nahm das Wort „Liebe" wie ein Bonbon in den Mund, so vorsichtig, so genießend. Immer machte sie danach eine kleine Pause, und noch die nächsten Worte hatten einen süßen Beigeschmack. „Ich liebe ihn; aber meine Hochzeit war doch ein großes Unglück für mein Seelenleben, ich habe an diesem Tage meine Träume eingebüßt, denn seither finde ich für sie keinen Stoff mehr. Tausend geheimnissüße Fragen sind einfach verschwunden; ich weiß ihre Antwort. Das bange Zittern vor jedem Männerblick, das Warten und Suchen, die ganze ängstliche Hoffnung ist verschwunden; ich bin in der Ruhe, in der Sicherheit und da ist es vorbei mit den Träumen. Nur selten, wenn an einsamen Sommerabenden die matte Schwüle lastend auf der Brust liegt, dann huscht die Sehnsucht wieder hervor aus ihren vergessenen Ecken, dann bin ich wieder voll scheuer Erwartung. Wie ein Mädchen harre ich in romantischer Begierde."

Wir waren in ihrer Villa angelangt, aber sie wollte noch nicht hineingehen. Tief atmend lehnte sie sich an die Wand und blickte an mir vorüber. „Bei solcher Stimmung sitze ich dann hier hinter dem Hause in unserem stillen Garten vor dem grünen Tisch. Sie kennen ihn ja, meinem Fenster gegenüber. Dieses Fenster habe ich dann immer offen und träume zu ihm hinauf. Hier warte ich auf das Abenteuer, das über eine Hecke steigen soll oder aus einem hohlen Baum, oder aus der Erde . . . Wenn ich ein Mann wäre, würde an solchen Abenden gewiß meine Stimmung sein, wartende Frauen für die Treue zu belohnen, mit der sie den Kinderglauben an das Abenteuer bewahrten." Sie schwieg und lächelte, und so lange ich hier vor ihr stand, merkte ich nicht, wie sonderbar tief mich das Gespräch erregte. Ich seufzte, doch gleichsam nur, um die Situation zu vervollständigen. Dann reichten wir uns stumm die Hände und ich ging . . .

Wie konnte ich aber nach derartigen schlafen wollen? Bin ich so kaltblütig? Sicherlich träumt sie noch bei dem grünen Tisch unter ihrem offenen Fenster. Auf! Ich will ihr Abenteuer sein! Oder hat sie nur mit Worten gespielt? Vielleicht! — Nein, sicher nicht! Nun, ich kann mir ja Gewißheit holen! — So leise war ich noch nie über unsere knirschende Holztreppe geschlichen; auch das Schloß der Haustüre kreischte heute diskreter. Jetzt durch die langgedehnten Dorfstraßen, die so viel zu verschweigen scheinen. Hier endlich ist die Hecke, über die das Abenteuer steigen muß. Ob sie wohl nicht die Geduld verloren hat? Ich ließ sie lange warten, ich Dummkopf! Nein, dort sitzt sie und wie schön! Was ist das wohl für ein weißes Gewand? Man sieht nur durchbrochene Spitzen und weiße Arme. Leise wandere ich über das Gras, ich höre die eigenen Tritte nicht; es dauert unendlich lange, ehe ich ihr nahe bin. Nun sieht sie mich, aber ganz ohne Erstaunen; lächelnd hebt sie den Finger zum Mund und deutet dann auf einen Stuhl neben sich. Ich glühe! — Ein bitterheißer Geschmack legt sich auf meine Zunge; schwer atmend setze ich mich. Unsere Augen führen ein leidenschaftliches Gespräch. Auf einmal beuge ich mich vor, die Finger berühren ihren Leib, aber sie zuckt zurück. Ich will aufspringen; da fühle ich ihren Atem vor mir, etwas Heißes auf meinen Lippen, dann ist sie fort. Ich sehe sie vor mir durch das offene Fenster in ihr Zimmer steigen und will nach. Doch sie wendet sich oben um und winkt mir ab; mit beiden Ellbogen stützt sie sich auf das Fensterbrett und lächelt zu mir heraus: „Morgen!" flüstert sie, „war das nicht schon zu viel? Rom ist auch nicht in einem Tage zerstört worden." Da nickt sie mir zu, wie abends beim Abschied und schließt das Fenster. Ich stehe mühsam aufrecht. Jetzt schiebt sie drin einen Stuhl, jetzt knistern Kleider; jetzt ist wieder weitum Stille. —

Breite Sommermorgensonne brennt in mein Bett und erklärt mir zum xtenmale die bäuerliche Einrichtung meines Mietzimmers. Tagfarbe fällt nun auch in meine Seele und das ist eine unharmonische Beleuchtung für die Erinnerungen der letzten Nacht. Was ist wohl dran erlebt, was erträumt? Das alles kann doch nicht Wirklichkeit gewesen sein? — Nur nicht den Kopf zerbrechen. Ich werde ja sehen, wie sie sich benimmt . . . Gedankenvoll schlendre ich durch die hellen, offenherzigen Dorfstraßen an ihrem Hause vorbei, wo sich die Dienstboten zanken — also ist sie nicht zu Hause, — zum nahen Wald empor. Dort kommt sie mir entgegen, einen Band Gedichte in der Hand, den ich ihr geliehen habe. Ich fühle Herzklopfen in der Kehle; was ist wohl dran erlebt, was erträumt? — Lächelnd nickt sie mir zu und wir reichen uns stumm die Hände. Nein, nein! es ist nichts erlebt. Diese unbefangene Dame aus der guten Gesellschaft kann das nicht. „Schön war es gestern Abend, nicht wahr? So ein langsamer Spaziergang in der Stille ist verführerisch für Stimmungsjäger. Wie gern heuchelt man da ein wenig Schwäche und übertreibt die Macht der Stimmung, um sich darunter beugen zu dürfen."

Pause. „Man weiß nachher kaum was dran erlebt ist und was erträumt; ich liebe die Nacht, und wie sie alles färbt, ich liebe das!" Bereut sie es, oder war gar nichts da und bedauert sie schon die bloßen Worte? . . . O, diese Tagfarbe!

Taaus Anfang

Von Hermann Koch

Bis zur Decke der niederen Zelle ragte der unbeweglich schwarze Schatten, vor dem Taau saß, der noch Mensch war. Auch einer, dem die Ummenschen diese Nacht als die letzte seiner Nächte bestimmt hatten. — Er lag still — hörte das weiche Strömen einen fernen Regen und wußte unfern im Grunde der Nacht einen Galgen stehen, von dem jetzt das Regenwasser zackig herabrann — und irgendwo seinen Henker —

Taau war außerhalb des Lebens, dachte an keinen Tod. Und diese Wände waren ihm Lamellen, er wußte: sie berühren, heißt sie zersprengen.

Leben ist Fluch, die Organismen herabgewürdigte Materie.

Damit sein Körper, der unförmige Fleischkloß zu existieren vermag, müßte er ekle Substanzen, wieder Organismen in sich würgen. Und immer nur ein Leben wäre wieder möglich, dessen schönster Augenblick gekommen ist, wenn zwei Wesen, Superlative der Widerwärtigkeit, zusammenkleben, wenn einem neuen, blöden Geschöpf Leben entsteht, das ihm später zur Qual wird.

— — — Feig, grausam sind die Menschen, auch ihre Götter beleben sie.

Niemand und nichts aber darf sich gegen die Allmacht seines Willens stemmen, diese drolligherausgeputzten Jammerwesen dürfen ihn nicht zerstören.

Sie haßten ihn, weil er ein ausgewachsenes Menschenwesen getötet hat, weil er ihnen sagte, was sie nicht verstehen durften, daß töten und vernichten das unzerstörbare Recht jedes animalischen Lebewesens ist. Er nahm sich sein Recht, sie aber sind — — — „Menschen". Wenn sie dies vergäßen, wie sie es einigemale vergaßen, würden sie einander zerreißen, würden von splitternden Knochen Streifen roten Fleisches kratzen, — und Blut trinken —

Morgen, . . . in einer Million von Jahren wird er dies wollen.

Noch sind sie die „Herren der Erde", sie zerwühlen sie, saugen sie aus — — auch Dich Erde wird er rächen!

Er ließ sich von einer Aufruhr grausiger Vorstellungen treiben.

Er saß noch ohne Bewegung. Der Tag kroch grau und meuchlerisch in die Zelle.

Die Komödie hatte begonnen. Einige Menschen kamen, die faselten etwas und führten ihn hinaus, in den eckigen, naßkalten Galgenhof.

Vor ihm stand jemand, der etwas las. Er hörte nicht was, er sah nur, wie eine feige Furcht sie umstrickte, sah die Furcht derer, die ihn töten wollten.

In ihm ballte sich der Zerstörungswille; der ihm am nächsten stand, fiel — und ringsum die nächsten und übernächsten — sie fielen, von seinen konzentrischen Energiewellen berührt.

Da begann er zu wachsen. Er strebte ins Unermeßliche, schoß in den Raum. — — Tief unten, wo seine Füße im feuchten Nebeldunst wurzelten, lagen tote Menschen, — — lag er selbst.

Er atmete nicht. Er fühlte das Ende der Zeit.

Unter ihm schmolz die Erde, die Landmassen zogen sich zusammen — er stand auf einer Kugel.

Im Chaos seiner Eindrücke sah er nur im Dunkel die schwarzglühende Sonnenfläche.

Die Erde wurde kleiner. Sie rollte noch und kreiste unter ihm, der still stand, der zweimal größer als die Erde war.

Da hielt er sein Wachsen ein. — Die Erde klebte an seinen Füßen; denn sie war schwer. Um ihn herum wirbelte in immer kleineren Kreisen der Mond, der von ihm angezogen bald an ihm zerschellt.

Dort, wo das Meer schillerte, begann er. Er senkte seine Hand in den Ozean, der nun über das Land flutete, über die „altheilige Kultur Indiens". Er hörte im Denken das Heulen der Menschen, die das Meer kommen sahen, das Meer, das sich in alles einfraß.

Er glaubte ihr Gebrüll zu hören.

Die Nachricht vom Ende Indiens entsetzte die Erde. Ein Festland, mit in den Wolken ragenden Gipfeln sei im indischen Ozean aufgetaucht — — Er hob die Hand, das Meer strömte zurück, Schätze in seinen Eingeweiden. Nach wie langer Zeit? Er sah das Land. Im Schlamme und zwischen den Ruinen ihrer Talmipracht, lagen Millionen verwester, stinkender Leichen — und dazwischen wachsen Pflanzen geil in die Höhe.

Der Anfang.

Wieder fiel seine Hand, Reiche zerschmetternd.

Weltuntergang! Erduntergang!

Da und dort, wo er nichts sehen konnte, lagen, von den Massen der mißbrauchten Materie verschüttet, zerstört, mit gebrochenem Rückgrat Menschen . . .

Noch Lebende irrten umher, jammerten und tollten. Fressende Feuer wüteten und von Angst und Wahnsinn gehetzt, flohen und jagten die Menschen von Tod zu Tod.

Ihr Menschtum hatten sie schon lange vergessen. Blut mochte spritzen. Pyramiden blutiger, zerquetschter, geschändeter Leichen türmten sich gegen das Blau. Und überall Huren und Tollen, rasendes Gestammel der Ohnmacht. Er bewegte die Hand, wo die Atmosphäre beginnen mußte: Zyklone liebkosten die Erde.

Die Menschen, die sich in den Höhlen vergruben, wurden verschüttet.

Wie gut wußte er alles!

Er legte die Hand auf das Europa der Kugel. Sie war weich und fühlte sich kalt an. Die Hand lag auf den Gipfeln der Alpen, auf den Gletschern Skandinaviens und alle sahen die Hand des Zerstörers.

Er griff in das Meer hinein, bohrte und wühlte bis ein Spalt klaffte, in den sich das Meer stürzte. Er zerrte weiter, riß die Erde in zwei Teile — —

Das Innere war faul und schwammig.

Dann hob er sie aus der Bahn und warf Sie gegen andere Systeme: die neuen Zwillingskometen.

Taau begann nun seine endlosen Kreise um die Sonne.

Durch Nacht zum Lichtbild

Die großen Kinotheater geben auch Zeitungen heraus. Wochenblättchen, die Geist vom Geist der großen Presse ausdünsten. Rotationsmaschine und Kinematograph sind die beiden Gesichtshälften unserer Zeit. Geschwindigkeit ist zwar keine Hexerei, aber der faule Zauber zieht. Die Wunder der modernen Technik bringen die Bildungsmargarine unter die Massen. Sie haben über die missionsfrohe Menschheit das Erlöserkreuz in der Westentasche gebracht. Selbst denen, die dereinst in ein Monistenkloster flüchten werden, wird Telephon und Marconitelegraph die Weltabgeschiedenheit verkürzen. Die Wunder der modernen Technik verblüffen und der Monismus macht es dem Taschenspieler gleich. Er quirlt in einem Zylinder aus einem Rührei wieder das Huhn. Kunststück. Aber das Theater? Die Volksbühnen, die die Kunst dem Volke geben? Und besitzt denn die Kunst Erziehungswerte überhaupt? Ein Künstler schafft nicht für, sondern gegen das Volk. Nur „unsere" beliebten Bühnendichter und Romanschriftsteller wenden sich an ein Publikum. Der Oskar Blumenthal wird beim Dichten beständig ein Parquet vor sich sehn, das die Mäuler zum Abgeben von Lachsalven aufreißen will. Dem liebenswürdigen Rudolph Herzog blickt über die Schulter hinweg ein reizendes Geschöpf ins Manuskript, entzückt und hingerissen. Und der geniale Heilemann fühlt bei der Arbeit das beifällige Lächeln der Kunstverständigen, der Geschmackfesten, hinter sich. Nein, wie entzückend. Gott, wie originell. Kinder, nee, der Heilemann ist einzig. Das macht er famos. Dieses Gesicht, die Augen. Zum Staunen. Wahrwaftig. Bravo! Sehr gut. Wirklich sehr gut. Puppig. Einfach puppig. Wenn solche Zurufe ihn umschweben, dann fließt sie munter fort. Zwischen dem gemalten und dem photographierten Kitsch liegt nur der künstlerische Anstrich, den sich jener vor diesen gibt. Die billigen Aschingerwürstchen konnten die Moabiter Schinkenschau auch nicht volkstümlicher machen. Die künstlerische Photographie hat vor dem kitschigen Jemälde immer noch den Reiz des Echten voraus, und das lebende Bild beschleunigt den Verfall der Kunst, die sterblich ist. Auch müßte man mit dem sündhaften Flimmerschrecken einen Kunsttempel ausräuchern, der den Leuten einen Riesenerfolg seiner Eröffnungsvorstellung in bezahlten Feuilletoninseraten vorlügen läßt. Jede deutsche Filmfabrik schickt der Inhaltsangabe eines Schlagers mehr Lob für den Autor voraus, als ein Theaterdirektor Scheu vor dem Schatten Goethes hat. Bitte:

„Der Roman eines Dramaturgen begegnet uns in diesem Film als ein spannendes Schauspiel, reich an tragischen Momenten und erschütternd in der Gestaltung der Schicksale. Felix Holländer, der erste Regisseur im Bühnenstabe Max Reinhardts, schrieb vor kurzem den Roman „Der Eid des Stephan Huller"; als ein Romancier von blendender Phantasie hat Felix Holländer längst einen Namen, aber erst hier, wo seinem Plan die Sprache des Films sekundiert, erweist sich die dichterische Stärke dieses Epos, das vom Glück und Unglück des Stephan Huller erzählt."

Der Roman eines Theaterdramaturgen begegnet uns in einem Film. Er begegnet uns. Mahlzeit. Oder: Guten Abend. Es ist ja Nacht. Wir wollen auch gar nicht an ihm vorbei. Zwar hätte er besser getan —, aber jetzt ist es zu spät. Er ist an tragischen Momenten reich. Zeigen! Falsches Geld und gestohlenes Leben. Die Gestaltung der Schicksale erschüttert uns nicht. Er kann nicht länger sein als unsere Geduld. — Ein Romanzier mit blendender Phantasie, ein Stilist, jedenfalls, ein Sprachkünstler, natürlich, verkauft ein Epos, ein Kind seiner Muse, an eine Gesellschaft, eine Fabrik, die es stumm machen und verkrüppeln und auf einen Films von tausend Metern spannen wird. Ein Rabenvater. Nein, ein Romanzier, der längst schon einen Namen hat, aber erst hier, wo seinem Plan die Sprache des Films sekundiert —. Da finde sich ein Mensch zurecht. Trotz dem Plan, dem die Sprache des Films sekundiert. Augenblick. Der Plan verwirrt. Erst den Degen eingesteckt, und dann den Sekundanten mit der Phantasie des Romanziers geblendet. Ein Theaterdramaturg, der erste Regisseur im Stabe Reinhardts, macht sich, mit dem Kientopp gemein. Jeder Kommis hat etliche Pfund Gesinnungsstolz mehr im Leibe. Er wird keine Geschäfte machen mit der Schmutzkonkurrenz seines Chefs. Einem Schriftsteller kommt die Sprache des Films zu Hilfe. Sie sekundiert ihm. O, blutige Schmach. Unerhörte, blutige Schmach.

Joseph Adler

Notizen

Der Herausgeber dieser Zeitschrift empfängt einmal monatlich Sonntags von 4 bis 7 Uhr in der Ausstellung Der Sturm, Königin Augustastraße 51. Im November: am zehnten des Monats. Wegen Einladungen wende man sich an die Redaktion dieser Zeitschrift

Rosenkranz, von dem sich ein Holzschnitt in dieser Nummer befindet, ist Mitglied der Neuen Sezession

Verantwortlich für die Schriftleitung:
Herwarth Walden / Berlin W 9

Ständige Ausstellungen
der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Königin Augustastraße 51
gegenüber der von der Heydtstraße
Fahrgelegenheit: Lützowplatz

Siebente Ausstellung
Wassily Kandinsky

Erste Kollektivausstellung mit Gemälden aus den Jahren 1901 bis 1912

Vom zweiten bis dreißigsten Oktober

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 10—2 Uhr

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 18
Fernruf Amt Lützow **4443**

Zeitschrift der Sturm
Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken und Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum zehnten des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Sonderdrucke

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Originalholzschnitt / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm sind einhundert Exemplare vom Künstler mit der Hand aquarelliert, signiert und numeriert / Das Exemplar 5 Mark

Franz Marc: Versöhnung / Originalholzschnitt / 15 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark / Tierlegende / Pferde / Originalholzschnitte / je 10 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Je ein Exemplar ist ständig ausgestellt im Graphischen Kabinett, Kurfürstendamm 33

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark

Künstlerpostkarten

Futuristen: 1 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz × Lichtdrucke: Das Exemplar 20 Pfennig
2 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Abschied / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Pan-Pan Tanz / Ruhelose Tänzerin × Clichédrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

Zeitschriften

Die Aufnahme erfolgt kostenlos nach freiem Ermessen der Redaktion dieser Zeitschrift

Die Fackel / Herausgeber: Karl Kraus / Erscheint in zwangloser Folge. Die Fackel enthält nur Beiträge von Karl Kraus. Neueste Nummer 357—359. Inhalt: Der Ton / Glossen / Momentaufnahmen / Elektrische Erziehung / Notizen / Glossen / Harakiri und Feuilleton / Preis dieser dreifachen Nummer 75 Pfennig / Verlag Die Fackel / Wien III/2

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

Les Marges / Monatsschrift / Paris 5 rue Chaptal

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Verlag Marcel Rivière et Cie / Paris / 1 Rue Saint-Benoit / Nummer 1 Francs 50 centimes

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Saturn / Eine Monatsschrift für Belletristik, Kritik, Lyrik und Schwarzweißkunst / Herausgegeben von Hermann Meister und Herbert Großberger / Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9 und durch Graphisches Kabinett, J. B. Neumann, Charlottenburg, Kurfürstendamm 33

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

Neue Kunst Hans Goltz München, Odeonsplatz 1 / Radierungen, Holzschnitte, Zeichnungen, Aquarelle und Gemälde von Marc / Kandinsky / Heckel / Kirchner / Klee / Münter / Pechstein / van Gogh / Cezanne / Matisse / Picasso / Braque / van Dongen / Derain / Kubin / Melzer u. a. m. / Ständige Ausstellung von Werken dieser Künstler / Sammler wollen mir ihre Wünsche stets übermitteln / Auswahlsendungen bereitwilligst

Else Lasker-Schüler: Mein Herz / Ein Liebesroman mit Bildern und wirklich lebenden Menschen / Das Buch erscheint Ende Oktober, kostet geheftet vier Mark, gebunden fünf Mark. Prospekte kostenlos durch den Verlag Heinrich F. S. Bachmair, München, Kurfürstenstraße 39

Neue Sezession / Berlin / Eingetragener Verein Passive Mitglieder der Neuen Sezession erhalten jährlich 1 / mehrere graphische Arbeiten 2 / die Zeitschrift Der Sturm frei zugestellt 3 / freien Eintritt zu den Veranstaltungen der Neuen Sezession. Mitgliedsbeitrag halbjährlich 15 Mark. Geschäftsstelle der Neuen Sezession: Steglitz, Miquelstraße 7a. Fernruf Amt Steglitz 2699

Graphisches Kabinett Buch- und Kunsthandlung / Berlin W 15, Kurfürstendamm 33, Eingang Grolmanstraße / Eckhaus / Fernruf Amt Charlottenburg 14297 / Der Inhaber des Graphischen Kabinetts J. B. Neumann eröffnet in der Schillerstraße 6 (am Knie) eine Ausstellung für die neue Malerei. In ihr sollen ausschließlich Werke jüngerer Künstler gezeigt werden. Sie ist als eine Art Fortsetzung der Internationalen Ausstellung des Sonderbunds zu Köln im kleineren Maßstab gedacht

Edmund Meyer / Buchhändler und Antiquar / Berlin W 35, Potsdamer Straße 27b / Fernruf Amt Lützow 5850 / Spezialgeschäft für bibliophile Literatur aller Zeit / Wertvolle und seltene Bücher jeder Art vom XVI.—XX. Jahrhundert / Alte und neue Kunstblätter / Ständige Ausstellung / Oktoberausstellung: Alfred Kubin und sein Werk

Paul Graupe / Antiquariat / Berlin W 35 / Soeben erschien Katalog 62 Moderne Literatur / Neuausgaben / Luxusdrucke

Reuß und Pollack / Buchhandlung und Antiquariat / Potsdamerstraße 118c. Fernsprecher Amt Lützow 2829 / Graphisches Kabinett der Neuen Sezession / Vorlesungen über moderne und buchgewerbliche Themen / Eintritt frei / Anmeldungen erbeten / Ständige Ausstellung von Luxusausgaben in ausländischer Literatur

Fritz Merker Charlottenburg, Schillerstraße 94. Fernruf Amt Steinplatz 8397. Passepartoutfabrik / Buchbinderei / Zeichenmappen / Aufziehen von Zeichnungen / Moderne Bucheinbände

Titania-Schreibmaschine / Erste deutsche Schreibmaschine mit Typenhebeln auf Kugellagern / Fabrikat der Aktiengesellschaft Mix & Genest, Schöneberg-Berlin. Generalvertreter für Berlin und die Mark Brandenburg: Louis Stangen, Linkstraße 12. Telefon: Amt Kurfürst 2425

Druck von Carl Hause / Berlin SO 26